

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schrift und Volk

Auerbach, Berthold

Leipzig, 1846

Die volksthümliche Sprache überhaupt und die Mundart insbesondere. Die
Dichtung in der Mundart. Ein Wort über das Volksdrama

[urn:nbn:de:bsz:31-326781](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-326781)

Die volksthümliche Sprache überhaupt und die Mundart
insbesondere. — Die Dichtung in der Mundart. —
Ein Wort über das Volksdrama.

Die volksthümliche Sprache überhaupt und die Mundart
insbesondere. — Die Dichtung in der Mundart. —
Ein Wort über das Volksdrama.

Von dem eigentlichen Ursprunge der Sprache,
der kein willkürlicher ist sondern unmittelbar
in die Natur des Menschen gelegt dieselbe in
ihrer Wesenheit bedingt, sind wir zu weit ent-
fernt, um noch daraus schöpfen zu können; da-
gegen muß ein Anschluß an die volksthümliche
Sprache, wie sie sich organisch und aus der An-
schauung weiter bildet, zur frischen, sinnlich faß-
lichen Belebung von Bedeutung sein.

Die Volkssprache geht noch wesentlich von
der sinnlichen Anschauung aus. Von der volks-
thümlich lebendigen wie von der alten Sprache
gilt, was Jakob Grimm sagt: „Man kann die

innere
sein Ge
unferre
Natur
Verfa
flarer
die P
wird
auch
dige
wie
siehe
es
be
wi
au
m
M
M
fi
di

innere Stärke der alten Sprache mit dem scharfen Gesicht, Gehör und Geruch der Wilden, ja unserer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen. Dafür werden die Verstandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Die Poesie vergeht und die Prosa (nicht die gemeine, sondern die geistige) wird uns angemessener.“

Dieses letztere ist nothwendig und mag doch auch wiederum zur Poesie führen. Die selbständige und subjective Wahrnehmung der Merkmale wiederholt sich fort und fort und tausendmal Gesehenes wird neu erfaßt und bezeichnet, als ob es jetzt zum ersten Male erschiene.

Die Naivetät der volkstümlichen Sprache besteht nicht nur in dem Bestimmten, Gesunden, wie es Grimm so treffend bezeichnet, sondern auch oft in dem kindlich Herumtastenden, wo man noch keine fertigen Schablonen und stehenden Redensarten für Alles hat, sondern sich erst die Merkmale sucht, neue Worte schafft und alte neu bildet. Das Uebertragen von Menschlichem auf die äußere Natur, wie das gegentheilige Veran-

schaulichen des Menschlichen durch äußerlich Gegebenes, führt auf und ab zur Poesie. Der Satz: der Mensch ist das Maß der Dinge, gilt erst von der Bildungsstufe, die in das Bewußtsein tritt oder bereits in ihr steht, ihr voraus geht die Stufe, die menschlichen Besonderheiten durch die Natur zu erklären. Beide Elemente sind thätig in der heutigen Volkssprache. Selbst die neueste technische Umgebung wird sich der poetischen Sprachbildung nicht entziehen können.

An der Sprache haben wir nicht nur eine lebendige Poesie, sondern eine volksthümliche Philosophie, wie sie sich abstrakt nicht aufbauen läßt. Mit naturtrieblichem Bienenfleiß trägt der Volksgeist alle seine Wahrnehmungen in den kunstmäßigen und doch so natürlichen Bau seiner Sprache. Es ließe sich aus der sprachlichen Fassung der höheren Wahrnehmungen sowie aus dem Sprachmäßigen eine volksthümliche Philosophie entnehmen, der nichts anderes an die Seite gestellt werden kann.

In der Sprache treten wir das Erbe des geschichtlichen Gesamtgeistes an und wir haben

hier unmittelbar ein Bild vom Zusammenhange unseres individuellen Denkens mit dem allgemeinen, worin wir wiederum Nothwendigkeit und Freiheit in gleicher Macht erkennen, die eine die andere begrenzend.

Die Schriftsprache kann sich nicht nur mit frischen Worten aus der Volkssprache rekrutiren und sie nach und nach grammatisirten (so haben wir im Oberdeutschen das für eine Eroberung gehaltene französische *endimanche* längst in dem Worte „gsunntigt“, so haben wir die feinere Begriffsbezeichnung „ungut, ungutmüthig“, so haben wir das einfache „es lächert mich“ für das schwerfällige: es macht mich lachen u. s. w. u. s. w.), sondern auch grammatisirten (so wie manches herübernehmen. Welch ein sicheres Tongefühl verräth es, wenn der Oberdeutsche bei den Wörtern die mit Kehllauten beginnen durchgängig, und häufig auch vor d und b, im Perfectum die Vorsagsylbe ge wegläßt. Das Hilfszeitwort zeigt schon genug die Zeit an und statt: ich bin gekommen, gegangen, habe gegeben,

gekauft zc. sagt man: ich bin kommen, gangen u. s. w. Die englische Brudersprache hat die aus ge entstandene Vorsatzsylbe y auch längst allenthalben abgeworfen *).

Ein Einzelner darf sich nicht so leicht etwas der Gesamtsprache gegenüber herausnehmen, und das Vorstehende mag nur darauf hindeuten,

*) Hiebei kommt allerdings in Betracht, daß die oberdeutschen Dialekte das einfache Präteritum nicht gebrauchen und darum genöthigt sind, das Perfectum mundgerechter zu machen. Dagegen findet sich diese Vorsatzsylbe, wie Schmeller (Die Mundarten u. s. w. 485 und 1057) nachweist, im Präsens und Infinitiv und das Perfectum merkt man „an der größeren Entschiedenheit, mit welcher in diesem Falle der Anfangslaut des Wortes vernommen wird.“

Obiges mag sich auch noch zu dem wissenschaftlichen Nachweise gesellen, den Moriz Rapp (Versuch einer Physiologie der Sprache zc. Stuttg. 1841. Th. 4.) führt, „daß die nächstkünftige Redaktion der Sprache wieder von Süden aus, aus den oberdeutschen Dialecten sich entwickeln muß.“ Hat man in Niederdeutschland ja nicht einmal das Wort „Laib“, sondern man sagt abstrakt: ein Brod. Dagegen hat man hier, wo das geschmierte Brod häufiger ist, auch ein besonderes Wort dafür und man sagt Wemme, statt des zusammengesetzten Butterbrod.

welche Fingerzeige uns die Volkssprache gibt, die Schriftsprache ebenfalls so zu halten, daß sie flüssig gesprochen werden könne.

Während die romantische Schule vielfach aus dem Mittelhochdeutschen nach Stoff und Form Volksthümliches wieder erweckte, geht die neuere volksthümliche Richtung, wie sich auch in Hebel befundet, vom gegenwärtig Lebendigen, vom Dialekte aus.

Die Dichtungen, die im Volke selber entstehen, sind schon lange nicht mehr in der Mundart gehalten. Die meisten Volkslieder nähern sich der hochdeutschen Schriftsprache; Scherz- und Spottlieder beharren jedoch in der Mundart, weil diese dem gewöhnlichen Leben und somit dem Spott u. s. w. näher steht. Wenn aber die Bewegungen der Seele in Behmuth und ernster Erhebung hinausklingen, so erheben sie sich zu der Sprache, in der man die Offenbarungen göttlichen Wirkens empfing. Einzelne Wendungen, Worte und Biegungen aus der Volkssprache bleiben und bilden einen Theil jenes unnachahmlichen Reizes, der diesen Liedern innewohnt; diese

Wendungen u. s. w. sind gleichsam die Boden-
erde, die der Pflanze bei Verfestung in ein be-
bauteres Erdreich blieben und sie schnell heimisch
werden und gedeihen lassen.

Die Bedeutung der Dialektdichtung hat M.
Napp in dem angeführten Buche erschöpfend dar-
gethan: „Nun läßt sich denken, daß bei einer
Gemeinsprache der Bildung, die sich in einer ab-
strakten vornehmen Steifigkeit erhielt, die lokalen
Mundarten um so mehr ihre untergeordnete Be-
rechtigung forterhalten, besonders in dem Falle,
wo die Schriftsprache in der Entwicklung und
Abschleifung auf einer Stufe stehen bleibt, die
gewisse Lokaldialekte in der That passiert oder
übersprungen haben, wo also die Dialekte wesent-
lich jünger sind als die Schriftsprache. Es ist
also nicht allein die Anforderung des poetischen
Genius, der auch in der verachtetsten Sprachfor-
mation die Sehnsucht hat, heimisch zu werden,
es ist außerdem die physiologische Dekonomie,
welche solche Lokalpoesie begünstigt, und es muß
gesagt werden, daß besonders in dieser Hinsicht
die oberdeutschen Mundarten eine historische Be-

deutung gewinnen. Während die Bildung, wie der Gedanke an sich, zur Vernichtung seiner Form, d. h. zur Allgemeinheit drängt, so hängt dagegen die Poesie sich an die Bestimmung der Besonderheit, und der Formwechsel, der jene stört und hindert, reizt und fördert diese. Wir müssen es in jeder Hinsicht für ein Glück achten, daß unsere Sprache noch der Dialekte und der Volkspoesie fähig ist; denn weit entfernt, der Nationalität Eintrag zu thun, weist uns das Beispiel der griechischen Bildung den Weg, wie die begabteste Nation der Welt nur im Conflict der Formen und der immer neu gekreuzten Ausgleichung ihren geistigen Reichthum hat entfalten können. Unsere patriotischen Centralisten sollten wenigstens Einen (den schlechtesten) Vortheil der Dialektspoesie anerkennen; denn es ist klar, ohne genaues Bewußtsein über ihre eigene Individualität kommt nie eine Provinz zur wahrhaften Einsicht in die Gemeinsprache; man lernt also die letzte nur in der Negation des andern Elements. Es ist das härteste, was einer bloß provinzialen Bildung geboten werden kann, wenn man ihr

zumuthet, Provinzialpoesie als solche anzuerkennen; denn sie wird hier gewaltsam in ein Element zurückgeworfen, welches zu besiegen sie mit aller Kraft der Reflexion durch ihr ganzes Leben gewöhnlich in fruchtloser Bemühung begriffen ist. Darum ist auch diese Art der Poesie der Probirstein der nach dieser Seite vollendeten Bildung des Individuums.“

Es gibt eigentlich keine vollkommen entsprechende Buchstabenschrift für den Dialekt, das musikalische Element herrscht in ihm vor, und wie man bereits bemerkt hat, ist namentlich die Betonung der Vokale, die „geistiger, gleichsam stoffloser“ sind als die Consonanten, eine eigenthümliche *).

Die neuere Physiologie des Menschen hat

*) Schmeller a. a. D. weist schon darauf hin, wie „uns von Zeit zu Zeit die geographische Linguistik mit der Kunde von Lauten überrascht, von denen wir keine Ahnung hatten.“ In seinem vortrefflichen Wörterbuche hat Schmeller auch des lebendigen Stoffes für Bereicherung der Worte und der grammatischen Fortbildung viel gegeben.

daher auch hierauf besondere Beziehung genommen, dabey befundet sich auch der tiefe Zusammenhang des Menschen mit der Naturumgebung. Berg und Thal und Fluß stehen offenbar in einem Zusammenhange mit den eigenthümlichen Formationen der Sprache, die dort laut werden. Die sprachliche wie die stoffliche Eigenthümlichkeit ergibt sich daher eigentlich nur dem Eingeborenen; es ist wol schwer, wenn nicht gar unmöglich, daß einer in verschiedenen Dialekten vollkommen entsprechend dichte *).

*) Ich erinnere hier nur an die „allemanischen Lieder“ von Hoffmann von Fallersleben. Hoffmann, mit der gelehrten und dichterischen Befähigung, hat hier doch nur ein künstliches Produkt geliefert. Zwar will er nicht einsehen, daß „die deutschen Mundarten etwas Patentirtes und Privilegirtes sein sollen, die deutsche Sprache und Poesie aller Zeiten und Volksstämme sei eben Gemeingut aller Deutschen.“ Nach dieser Auflösung der Besonderheiten innerhalb einer Nation könnte man auch die Besonderheiten der Nationen auflösen und in fremden Nationalsprachen gleichmäßig dichten. Sind die Lieder von Hoffmann auch sprachlich richtig (was indeß noch zu bezweifeln ist, z. B. „zuefälli“ ist wol grammatisch richtig, aber doch nicht allemanisch, denn der Dialekt bildet sich eben nicht nach grammatischer Ab-

Wie sich Dichtungen in der Mundart nicht vollkommen ins Hochdeutsche übertragen lassen, so auch umgekehrt.

Es gibt gewisse Musikstücke, die sich ohne Benachtheiligung ihres innersten Charakters auf kein anderes Instrument übertragen lassen; jedes hat seine eigene Sprache, in welcher es allein zur vollen Darlegung kommt.

Man kann fremde Dichtungen in die heimische Sprache übertragen, ohne dadurch ihrem Genius zu nahe zu treten, weil dieser doch wesentlich in der neuen Schöpfung des Gedankens

fraction), so fehlt ihnen nicht nur die volksthümliche Besonderheit, sondern vielen auch die allgemeine Volksthümlichkeit. Die Stelle z. B.:

Rosengelge mit dem Frühling d'iner Wange
Und anfang
Goh't der kalte Winter mines Lebes abe —
Use'm Grabe
M'iner Hoffnig blüeh't e Blum, die schön, feine.

Sind die unterstrichenen Stellen volksthümlich empfunden? Hier ist etwas als Attribut gebraucht, was ein Satz, ein erst geschaffener Ausdruck sein sollte. Das „Grab meiner Hoffnung“ wird als bereits gäng und gäber Ausdruck zur Ausführung eines weitem Bildes genommen.

und seiner Träger besteht. Die volksthümliche Poesie und namentlich die Dialektdichtung macht weniger den Anspruch auf Erzeugung eines nie Dagewesenen, ihr Charakter besteht vorherrschend in dem eigenthümlichen Schauen der vorhandenen Welt als einer neuen, in den Entdeckungen, die hier in Einzelheiten u. s. w. gemacht werden. Diese kleinen und doch wesentlichen Merkmale müssen bei Uebertragungen Noth leiden.

Es hieße aber die Dialektpoesie zu einer ganz untergeordneten machen, wenn man, wie manche Beispiele zeigen, einen in anderen Kreisen verbrauchten und ärmlichen Gedanken dadurch wieder aufstugt. Nichts ist leichter als durch ein Uebertragen von Seelenzuständen aus der raffinierten Culturwelt in die Einfalt des Dialekts eine gewisse Ueberraschung hervorzubringen. Der in der Stadt Heruntergekommene macht durch seinen Aufwand auf dem Lande noch einiges Aufsehen. Was sonst platt und alltäglich erschiene, gewinnt durch die liebenswürdig räppische Unbeholfenheit des Ausdrucks einen neuen Reiz. Es gibt zweierlei Arten von Naivetät, die eine, die

(ohne den Durchgang durch die Bildung oder nach demselben) nicht viel Federlesens macht, in Wort und That schnell bei der Hand ist und überrascht; die andere, die an gewohnten Dingen wie an erstaunlich Neuem herumtastet und das rechte Wort u. s. w. kindlich mühsam sucht. Beide Naivetäten sind dem Volksdialekt innewohnend, aber nur, wenn er bei seinem eigenen Inhalte bleibt.

Wie mit der gemüthlichen Nahrung, ebenso leicht macht man sich's auch oft mit der Komik. Wie wohlfeil wird man komisch, wenn man die ausrangirten stumpfschwänzigen Kurusperde vor einen Dungwagen spannt. Das ist aber eitel nichtige Possenreißerei. Solches Verfahren bringt es nicht weiter als bis auf die niederste Stufe der Dichtung: die Parodie.

Hebel hat die Dialektdichtung als solche hingestellt, die ihren Schwerpunkt in sich hat. Gedanke und Ausdruck entstehen hier mit einander und können nicht getrennt werden *). Die aus

*) M. Rapp in der angeführten Schrift und Joseph Bader in der Badenia haben darauf hingewiesen, wie

der Fremde hergebrachten Stoffe wurden, wie bereits bemerkt, ganz zu heimischen verwandelt. Hebel hat daher auch mit Recht die Anmuthung Goethe's, ältere Volkslieder ins Allemannische zu übertragen, unerfüllt gelassen.

Was den oft wiederholten Vorwurf betrifft, daß Hebel die Sprache des Volks zu Loyalitätsäußerungen mißbraucht habe, in dem Gedichte „Der Schmelzofen“, da es heißt: „Es leb der Marggrof und sün Hus,“ so ist zu bedenken, daß dies Arbeitern auf dem fürstlichen Schmelzofen in den Mund gelegt ist und dies Hoch Karl Friedrich galt, in das der freieste Mann mit einstimmen mochte. Dagegen wäre zu wünschen, daß das Gedicht, „Die Hauensteiner Bauernhochzeit“ zu einem Maskenballe, nicht verfaßt worden wäre. Abgesehen von der schulmeisterlichen Wohlweisheit

der von Hebel gebrauchte Dialekt manche Einflüsse aus der Nachbarschaft in sich hat, wesentlich aber hielt er sich an das Gesprochene, und Hebel ward, wie auch Servinus bemerkt, dadurch abgeschlossener und wirksamer als Böh, der das Lokale verließ und den plattdeutschen Dialekt nach grammatischen Gesetzen ausbildete.

hat es immer etwas Widriges, die naive Sprache und Sitte des Volkes in die Feste auf parkettirtem Boden zu zwingen. Der frische Waldgeruch gehört nicht in den vornehmen Moderduft des Patschuli. Das Volksthum ist ein Heiligthum und kein neues Gericht auf der Genußtafel. Das Volksleben ist nicht zu einer Carnevals-Schaustellung da.

Wenn Hebel den Schulmeister zur Fürstin sagen läßt: „s grothe Frucht und Wi nit, bis der wieder in der Röchi sind u Sege bringet,“ so ist das eine überschraubte Höflichkeit, die an einen Eingriff in die Rechte der Majestät Gottes streift. Dieses Gedicht gehört aber bereits zu jener Periode, da Hebel seine Dichtungen minder zu innerm Selbstgenügen schuf und manchen Einflüssen nicht widerstand. Er gehörte, wie sich noch näher zeigen wird, zu jenen Naturen, die nicht gerne Nein sagen, die leichter zu einem Widerspruche mit sich selber, als mit den Anforderungen der Gesellschaft gebracht werden. Daher wol auch die Verstimmung seiner letzten Lebensjahre, in der auch die Poesie schwieg.

Für die lyrische und epische Dichtung ist der Dialekt vollkommen ausreichend. Dagegen widerstrebt er schon dem Schwung in der höheren Reflexionspoesie. In den Gedichten: „Die Vergänglichkeit,“ „Der Wächter um Mitternacht,“ ist es Hebel gelungen, mit großer Meisterschaft das Allgemeinste und Umfassendste in sein Sprachgebiet zu verpflanzen. Dabei merkt man aber doch in Einzelheiten das Erotische. Wenn der Wächter um Mitternacht die Unruh in der Thurmuhr den Puls der Zeit nennt, so ist das ein schönes Bild, aber kein anschaulich volksthümliches, weil hier Wort und Begriff Zeit als solche stehen geblieben sind und sich nicht gegenständlich fassen lassen.

Dem Dramatischen will sich der Dialekt, wie er heute gestellt ist, am wenigsten fügen. Er ist zwar neuerdings vielfach angewendet worden, aber fast ausschließlich komisch oder widerlich sentimental.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß der Dialekt im Volke selber nur noch zu Spott- und Scherzgedichten gebraucht wird. Dies wie-

derholt sich nun in der freien Dichtung. Bei der Darstellung des Bauernlebens in seiner Wirklichkeit und der darauf sich erhebenden Poesie kann der Erzähler die Zwischenglieder, die Bänder zwischen Rede und Handlung mit psychologischem Blick erforschen und in wendungsreicher Sprache der Bildung aufzeigen. Anders beim Drama. Hier müßte man die ganze innere Motivirung im Dialekte kundgeben, wodurch man alsbald den Boden der Wirklichkeit verlassen hätte. Der Bauer spricht und erörtert nur wenig, kurz und knapp. Indem er nun von dem Boden der wirklichen Welt auf die Bretter, die die Welt bedeuten, versetzt wird, muß er nothwendig, soll ein richtiges Verhältniß zwischen Handlung und Rede sein, zu Auseinandersetzungen greifen, die nicht mehr in der Natur des Handelnden liegen, er tritt aus seiner gewohnten Sprachweise nach Gehalt und Gestalt heraus *).

*) Hebel hat kein Drama geschrieben, aber ein dramatisches Gattungsbild, als welches sich das Gedicht „Der Bettler“ kundgibt, mag dem Obigen als Beweis dienen. Man lese einmal das Gedicht und man wird finden,

Schiller, der in seinem Tell, und Immermann, der in seinem Hofer einen Bauern zum dramatischen Helden gewählt, hatten denselben ideal, lassen uns aber dabei den frischen Hauch aus der wirklichen Welt in der höher getragenen athmen. Wir könnten uns Tell und Hofer im Drama nicht im Dialekte sprechend denken. Die Sprache behält etwas Volksthümliches, schwingt sich aber in die höhere allgemeine.

Ein echtes Volksdrama, wie wir es erwarten und hoffen, wird keineswegs in den Dialekt zurückzugreifen brauchen, nicht einmal in den Hauptpartien; ein gewisser pathetischer Schwung, eine ideale Verklärung ist der deutschen Volksthümlichkeit am gemähesten und die Sprache der höheren Bildung des Kirchen- und Staatslebens die genehme Form.

die Antwort des Mädchens, die im Affekte das vorher von dem Burschen scherzhaft Gebrachte wiederholt, ist zu sehr erponirt; darum hat auch Hebel, dies wohl fühlend, den Ausruf: „mi Friedli isch do“ an Anfang und Schluß der Rede gesetzt, da das Mädchen naturgemäß nichts weiter sagen kann.

Daß das Volksthümliche auch das Idealere und Reinerere sei, will die fieberisch bewegte Gegenwart auch im Drama nicht anerkennen. Man nennt die schmutzigen Fuzelwirthschaften, die sich von Frankreich aus auf unser Theater übersiedeln und da einbürgern: Volksstücke. Da ist nicht einmal mehr ein Humor, der mit der Widrigkeit versöhnt, und während man auch hier das Laster als ein Unglück, als unverschuldetes Schicksal der Armen darstellt, will man sich vor dem poetischen und moralischen Gewissen mit allerlei praktischen Tendenzen entschuldigen.

In dramatischen Dingen namentlich dürften wir Deutschen jeden Tag beten: Herr Gott, bewahre die Franzosen vor Ungeschicktheiten und Dummheiten; denn wenn sie sie längst vergessen haben, werden sie uns noch Jahre lang aufgetischt.

Das alte harmlose Volksspiel wird sich wol nicht leicht wieder erwecken lassen: alle unsere Zustände sind zu tief bewegt und erschüttert, die dramatische Dichtkunst empfindet solches am meisten.

Wie das Volksdrama ursprünglich aus den Mysterien, aus der Darstellung heiliger Geschich-

ten und andererseits aus Faschnachtspielen entstand, so sind Tieffinn und Uebermuth immer die beiden Grundelemente, die hier vorwalten. — Unsere auf Schrauben gestellte Gegenwart kann zu jenem schwer durchbringen und diesen nicht ertragen.

Die nationale und volksthümliche Gestalt und Macht des Theaters hängt wesentlich mit einem großen und öffentlichen Gemeinleben zusammen, in dem das Leben und das freie Spiel der Dichtung sich begegnen, oder wo mindestens die sozialen Zustände genugsame Festigkeit zum Aufbau poetischer Gebilde gewonnen haben.